

# Oesterreichische Riviera-Zeitung

Organ für die kurörtlichen und wirtschaftlichen Interessen von Dalmatien, Istrien und Triest.

Offizielles Organ des I. Marine-Offiziers-Lawn-Tennis-Club in Pola.

Erscheint wöchentlich (eventuell in Doppelnummern) und wird aufgelegt auf allen Dampfern folgender Linien:  
Hamburg-Amerika, Navigazione Generale Italiana, öst. Lloyd, Ungaro-Croata, Istria-Trieste, Donaudampfschiffahrts-Ges.

Abonnement inklusive Postversand: Inland: Ganzjährig 25 K, halbjährig 13 K (Ausland mit Postzuschlag.) — Einzelpreis 60 Heller.

Inserate werden bei der Administration und allen Inseratenbureaux des In- und Auslands angenommen.

Preis per 4-gespaltene Nonpareille-Zeile 50 Heller.

Sämtliche Zuschriften und Manuskripte sind an die Redaktion in Pola, Piazza Carli Nr. 1, zu richten.

Kommissionsverlag: Schrinnersche Buchhandlung (C. Mahler), Pola.

Eigene Bureaux: TRIEST, Via Torre bianca, 31; WIEN, I. Wallnerstraße 15; NEW-YORK, Broadway 529.

## Pola, die Hauptstadt von Istrien.

(Fortsetzung.)

gehört es nun zu den minderen Vergnügungen, das blaugraue Haus besuchen zu müssen, so wird dies in der Zeit vom 1. bis zum 7. eines jeden Monats zur Qual, sowohl für die ungeduldig wartende Menge, als für die überbürdeten Schalterbeamten. Zu den besonderen Eigenschaften dieses k. k. Hauptpostgebäude-Konglomerats gehört noch, daß darin eine Anzahl Privatparteien wohnen, deren zahlreiche Sprößlinge durch ihr Geschrei nicht gerade zur Hebung des Ansehens eines k. k. Amtes beitragen.

Den Ein- und Auslauf von täglich 400 Telegrammen hat eine Beamtin zu bewältigen, die auch noch häufig genug das Telephon zu bedienen hat. Hiebei kann nicht unerwähnt bleiben, daß alle Telegramme für die ganze Monarchie, aber auch nach Abbazia, nach Istrien und Dalmatien, den dazu gehörigen Inseln, ja nach dem benachbarten Lussin über Triest dirigiert und von dort weiter geleitet werden müssen. Daß dadurch in den Zeitintervallen von der Aufgabe bis zur Zustellung einer Depesche oft viele Stunden vergehen müssen, liegt auf der Hand, und ist es schon mehr als einmal der Fall gewesen, daß gleichzeitig aufgegebenen Telegramme in Wien viel früher anlangten, als in Pisino oder Abbazia.

Die k. k. Telegraphenlinien-Sektion befindet sich merkwürdigerweise nicht etwa in der Hauptstadt — als solche muß Pola wohl gelten — sondern in Pisino, trotzdem alle Gründe dafür sprechen, daß sich die Sektion am Sitze der k. u. k. Marine befinde.

Pola ist die einzige Stadt Istriens, die ein Lokaltelephonnetz mit gegenwärtig 60 Abonnenten besitzt. Die Verwaltung könnte mit etwas Geschäftsgeist leicht

600 daraus machen, wenn Installation und Betrieb den Verhältnissen der Stadt angepaßt, entsprechende Gebühren und Zahlungsmodalitäten platzgreifen würden. Denn dermalen ist die Jahrespacht gleich wie in Wien auf einmal zu entrichten, wobei die Installationsgebühr durchschnittlich noch höher zu stehen kommt, als in der Metropole, so zwar, daß kein Advokat oder Notar, aber auch die k. k. Bezirkshauptmannschaft den so nötigen Telephonanschluß besitzt.

Der interurbane Telephonverkehr hat in Österreich in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen, ganz unberührt davon ist aber der Zentralkriegshafen, zugleich die stärkste und wichtigste Festung und Metropole Istriens, geblieben.

Pola ist ohne Telephonverbindung nicht nur mit Wien, sondern auch mit Triest, ja mit allen benachbarten Orten, ein Umstand, der von Fremden kaum geglaubt wird und lebhaftes Kopfschütteln erregt.

In einer Epoche, welche den berechtigten Interessen der Marine fast stürmisch Rechnung zu tragen begehrt, ist der Zentralkriegshafen der Monarchie nicht in der Lage, rasche Nachrichten zu geben und zu erhalten, ein Zustand, der der Kriegsverwaltung zu denken geben sollte!

Und gerade bei uns werden strategischen Rücksichten und der Großmachtstellung so bedeutende Opfer gebracht, daß die verhältnismäßig geringe Ausgabe für einen telephonischen Anschluß des Kriegshafens mit dem Inneren des Reiches schon aus strategischen Rücksichten längst bestehen sollte.

Von der Südbahnstation Divača zweigt die eingleisige Staatsbahnlinie ab, die quer durch Istriens rebenreiche Gefilde bis Pola führt. Wie stellen sich da unsere Strategen die Ansammlung eines Heeres von 80.000 Mann — dies soll die Besatzungsziffer

im Kriegsfall bilden — vor; auf einer eingelegigen Bahn mit einer durchaus unzureichenden Stationsanlage in Pola, welch' letztere jährlich 160.000 Personen — und 68.000 Tonnen Güterverkehr zu bewältigen hat. Daß sich dieser Verkehr, besonders der Frachten, nur unter den schwierigsten Umständen abwickeln läßt, ist klar.

Allerdings muß zugegeben werden, daß die örtlichen Verhältnisse eine Erweiterung der Stationsanlage nicht gestatten und wäre es wohl sehr zu empfehlen, sich maßgebenden Ortes mit dem Studium der Verlegung des Frachtenbahnhofes nach Siana zu befassen. — Gegenüber der jetzigen Stationsanlage ist ein moderner Stadtteil in fortschreitender Entwicklung begriffen; die Bewohner desselben würden es mit Freude und Dankbarkeit begrüßen, wenn durch Entfernung des Frachtenbahnhofes das nächtliche Zugsrangieren, der üble Kohlengeruch, sowie das stundenlange Gebrüll der nicht auswaggonierten Rinder aufhören würde.

Die Einleitung eines neuen Schnellzuges, der allerdings nur zweimal wöchentlich verkehrt, sowie der Anschlußzug an den Schnelldampfer „Wurmbrand“ des österr. Lloyd zeigt wohl, daß die k. k. Staatsbahndirektion sich berechtigten Wünschen nicht verschließt. Doch würde es empfehlenswerter sein, diese Züge aufzulassen, dagegen eine Zugverbindung zu schaffen, welche von Pola aus Triest — eine Strecke von 138 km in zweistündiger Fahrt erreichen ließe. Es gibt ja auf dieser Strecke Schnellzüge, welche jedoch unnützerweise in Stationen wie Cerovglie, Lupoglava, Canfanaro etc. halten, und dadurch für die Strecke eine Fahrtdauer von 3½ Stunden und einen verhältnismäßig hohen Fahrpreis bedingen. Bei dieser Gelegenheit sei auch dem Wunsche nach Rauchverzehrer Ausdruck verliehen, da die Rauchbelästigung bei der zur Benützung gelangenden Kohlenqualität keine geringe ist.

Auch die Bahnhofrestauration läßt hinsichtlich der Speisen und Getränke gar viel zu wünschen übrig. Während in anderen Stationen die Bahnhofrestauration einen beliebten Ausflugs- und Speiseort der Stadtbewohner bildet, macht man in Pola nur im äußersten Notfall davon Gebrauch.

(Forts. folgt.)

## Arena zu Pola.

(Panem et circenses.)

Auf's Neue öffnen sich die Pforten des Vomitorium. Von Arenadienern gestoßen, ergießt sich eine Menge von Menschen, Männer und Weiber, in die Manège. Viele nackt, andere wieder mit Fellen von Schafen, Kälbern und Ziegen zur Spottlust der Zuschauer bekleidet. Es befinden sich Mütter unter ihnen, welche ihre Kinder in den Armen tragen. Größere Kinder drücken sich scheu und furchtsam an die Seite ihrer Eltern, welche selbst zitternd ihre Augen angstvoll nach den Öffnungen des Vivariums richten, aus welchen die wilden Tiere, die bereits aus dem Käfig sind, hervorstürzen werden. Die Frauen, den gierigen Blicken der Männer ausgesetzt, suchen sich schamvoll zu verbergen.

Es waren Christen, welche von den römischen Behörden angeklagt waren, die Autorität zu leugnen, die Götter zu beleidigen und Mordtaten an Patriziern und reichen Römern begangen zu haben; mit diesen Beschuldigungen erreichte man den Zweck, das Volk gegen die neue Sekte aufzuhetzen. Man schrieb ihnen auch die Unglücksfälle zu, welche sich im römischen Reich zutragen, den Verlust von Schlachten, die Hungersnot. Man stellte den Zorn der Götter auf ihre Rechnung. Mit dem Hohngeschrei wilden Hasses wurde ihr Erscheinen in der Arena begrüßt.

Aus dem Vomitorium traten zögernd zehn prachtvolle Löwen, die man in der numidischen Wüste gefangen hatte. Sie waren noch geblendet von dem grellen Tageslicht, in welches sie plötzlich gerieten, nachdem sie lange in den finsternen, unterirdischen Mauerhöhlen der Arena eingesperrt waren. Auch das Geschrei der Menge machte die Bestien stutzig, und unschlüssig peitschten sie mit dem Schweif die Flanken.

Aber nicht lange überlegen sie, ausgehungert, die Beute vor ihren Augen.

Die Löwen stürzten auf die Menschenmenge los, welche dicht aneinander gedrängt, scheu zurückwich bis an die Umfassungsmauer. Wieder zögern die Bestien, unschlüssig, auf wen sie sich werfen sollen; sie lagern sich im Sande, die Augen funkelnd auf die Menschenleiber gerichtet.



In der Arena.

Die Zuschauer beginnen ein rasendes hohnvolles Geschrei, die Löwen mit Schimpfnamen belegend. Man fordert, daß die Diener Pfeile auf die Tiere schießen sollen, um sie zu reizen.

Da — ist ein Weib vor Schrecken ohnmächtig niedergestürzt. Ein Löwe, der sich ihr zunächst hingestreckt hat, springt auf und schlägt die Pranke in ihr Fleisch. Blut fließt, und die übrigen wilden Tiere, von dem Anblick wütend gemacht, springen in die Menge, wahllos zerfleischend, was ihnen erreichbar ist.

In Todeszuckungen wälzen sich die Leiber der Geopferten im Sande, welcher sich vom Blute rötet.

Die Bestien haben ihren Heißhunger gestillt und lagern sich satt und gähnend neben ihren Opfern.

Die Märtyrer haben keinen Widerstand geleistet, ja nicht einmal ein Zeichen von Furcht gegeben; die Augen starr zum Himmel emporgerichtet, haben sie das Zeichen des Kreuzes gemacht, den Todesweg ergeben angetreten. Ihre ruhige Haltung erbittert die Zuschauer, welche mit wildem Geschrei die Tötung der von den Bestien Verschonten verlangen.

Der Direktor der Spiele befiehlt einer Rotte von Gladiatoren, die Überlebenden zu ermorden; mit ihren kurzen Schwertern wüten die Krieger gegen die wehrlose Menschengruppe, und nach zehn Minuten eines schrecklichen Gemetzels lebt keiner mehr von der Hekatombe, welcher man zweihundert an der Zahl geopfert hat. Die ungeheure Menge, welche die Arena erfüllt, bricht in Beifallsgeheul aus, der Blutdurst ist für den Augenblick gestillt.

Aus den unteren Räumen des Zirkus werden schwarze Rosse herangeführt, während die Löwen zurückgetrieben werden. Die Pferde sind an roh gezimmerte Schlitten gespannt, auf welche die Leiber und Gliedmaßen der Opfer geworfen werden, um sie hinauszuschleppen in das Spoliarium.

Nackte Sklaven streuen frischen Sand mit Borax vermischt in die Arena, um die folgende Nummer des blutigen Programmes vorzubereiten.

## Franz Ondriček in Pola.

Im Juni 1904.

**W**ohl selten, wenn überhaupt, hatte der verhältnismäßig geräumige Gartensaal „Ex arco romano“ eine so dicht gedrängte, andächtig lauschende Zuhörerschaft in sich aufgenommen, wie am 20. Mai l. J. bei dem in den weitesten Kreisen als ein Ereignis Pola's empfundenen Konzerte Ondriček's. — Ist man's doch fast gewöhnt, so oft man den gottbegnadeten Künstler, sei es nach kürzerer oder längerer Pause, in dieser oder jener kunstverständigen Stadt begegnet, die auf's äußerste gespannten Erwar-

tungen nicht allein befriedigt, sondern immer von neuem wieder übertroffen zu sehen.

Die rotwangige Gesundheit, die musikalische Kraft, das feurige, noch immer jugendlich überschäumende Temperament des Künstlers, die glänzende Technik, die Poesie und Auffassung, die sein Spiel zu einem ganz persönlichen, besonders charaktervollen stempelt, das wäre so ein ungefährer Umriß dessen, was dem Zuhörer überkömmt schon nach Genuß des einleitenden G-moll-Konzertes von Bruck. Ein mächtiger, gesättigter Ton von edelster Klangfülle und höchster Modulationsfähigkeit, die alle Abstufungen des Gefühles, vom schwermütigen oder träumerischen Grübeln bis zur hellen Scherzfreudigkeit, von der gefestigten Energie eines Charakters bis zum heiteren, geklärten Seelenfrieden in gleicher Überzeugungskraft widerspiegelt. — Man muß die darauffolgende Bach'sche Chaconne von ihm gehört haben, um von der Größe seiner „Künstlerschaft von Gottesgnaden“ eine Ahnung zu erhalten; wie verständnisinnig, wie klar er das imposante Tongeflecht zu lösen vermag! Die staunenswerte Reinheit der Doppelgriff-Passagen, die nie versagende Technik in den Geläufigkeitsstellen rief bei den Zuhörern einen wahren Orkan von Begeisterung wach, welcher seinen Höhepunkt zum Schlusse bei Paganini's „Le Streghe“ erreichte. Maßgebende Kritiker gegenwärtiger und vergangener Epochen, welche Zeitgenossen des genialen Paganini waren, stellten das Spiel Ondriček's dem des italienischen Meisters als ebenbürtig zur Seite, sie bezeichneten ihn geradezu als den einzigen Erben jenes dämonischen Geigerphänomens. — Zieht Sarasate den Zuhörer mit seinen sinnlich bestrickenden Sirenen-tönen in den Bann, so spricht aus Ondriček's Geige ein großes Herz, ein großer männlicher Charakter, ein mächtig überzeugendes, reiches Empfindungsleben, welches wahrhaft erhebend und ergreifend auf den Hörer einwirkt. — Ihn nicht gehört zu haben, ist ein schwerer Verlust für jeden Musikfreund.

Die Begeisterung, welche der Schöpfer jenes herrlichen Abends entfesselte, warf auch einen wohlverdienten Abglanz auf seinen Begleiter am Klavier, den Virtuosen Professor Emil Weber, der ob seiner brillanten Technik und feinsinnigen Vortragsweise uns den größten Respekt abnötigte.

\* \* \*

Just ein Vierteljahrhundert mag verfließen sein, seit Ondriček's Ruhm als Violinvirtuose begründet und besiegelt ward, kurze Zeit nachdem er das Pariser Konservatorium mit dem ersten Preise verlassen und sich durch große Kunstreisen den Ruf eines der glänzendsten Vertreter der Geige errungen hat. Zu dem blendenden französischen Esprit seiner Kunst, welche ein Verdienst genannter Musikbildungsstätte bleibt, gesellte sich aber ein echt deutsches, warmes Empfinden, das erst den wahren Künstler über den

Virtuosen erhob und ihm die Adelskrone hehrer Kunst auf die Stirne drückte. — Und mit wie geringen Glücksgütern waren die frühesten Jugendjahre des werdenden Künstlers bedacht! Als der Sohn eines bescheidenen Musikers zu Prag am 29. April 1859 geboren, zog der junge, fünfjährige Ondriček, welcher vom Haus aus zum Geiger prädestiniert war, mit Vater Ondriček, der zu jener Zeit eine kleine Kapelle leitete, in Kaffee- und Gasthäuser, um wacker mitzutun. Schon im 7. Jahre war der Knabe, der nebstbei zu Hause von seinem Vater Unterricht erhielt, ein hervorragender Geiger in besagter Kapelle und durch seine hervorstechende Mitwirkung bald als Wunderkind in Prag bekannt. Mit dem 14. Jahre schien es für ihn keine Schwierigkeiten mehr zu geben. Da stand er denn auch vor dem Dilemma, entweder seinem mächtigen Drange nach schulgerechter Ausbildung zu folgen, oder seinem Wunsche gerecht zu werden, dem Vater auch weiterhin nützlich zu bleiben. Endlich siegte der Künstlerdrang. Nun besuchte Ondriček vorerst die Orgelschule zu Prag und bezog ein Jahr später das Prager Konservatorium, wo er durch sein Talent das höchste Interesse seiner Lehrer erweckte, die ihm zum Teile Freiunterricht gewährten. Bei der nach drei Jahren vorgenommenen öffentlichen Prüfung trug Ondriček mit dem Vortrage des Beethoven'schen Violinkonzertes den unbestrittensten Sieg davon, was ihm den Mut gab, sofort in Prag selbst sein erstes Konzert zu geben. Der Erfolg war groß! Schon nach dem ersten Satze des Konzertes von Molière bestieg Meister Wieniawski das Podium und küßte vor dem gesamten Auditorium den damals 17-jährigen Künstler. Die Folge dieses ergreifenden Augenblickes war, daß ein Prager Großhändler namens Oliva, für Ondriček's weitere Ausbildung sorgen zu wollen erklärte und ihn zunächst an das Pariser Konservatorium schickte, wo er unter der Leitung Massart's, des berühmten Meisters und Lehrers Wieniawski's, in kaum zwei Jahren so bedeutende Erfolge errang, daß Massart selbst gelegentlich eines Konzertes unter Beifall des Publikums den jungen Künstler mit den Worten begrüßte: „Voilà, c'est mon second Wieniawski.“

Nun war Franz Ondriček's Glück besiegelt. Er unternahm jetzt seine großen Kunstreisen, welche ihn im Triumphe durch ganz Europa führten. — Von höherem Interesse, als all' die vielen dem Künstler nunmehr gewordenen Auszeichnungen und Orden dürfte es vielleicht sein, daß er im Jahre 1893 seiner virtuosen Wiedergabe der Werke Paganini's eine Einladung seitens des Sohnes Paganini's, Baron Achille Paganini, verdankte, der ihn mit Ehren überhäufte, ihm das wahre Bild des großen Geigers mit begeisterter Dedikation verehrte und ihm schließlich die wohlerhaltene Leiche Paganini's in der Gruft zu Parma zeigte, eine Ehre, die vor Ondriček keinem Sterblichen zuteil geworden.

Viktor Matza.

## Von Pola auf den Monte Maggiore.

(Eine Pfingstpartie.)

Von HANS v. BACHGARTEN.



Am Pfingstsamstag wurde der Nachmittagzug von den Ausflüglern förmlich gestürmt. Es herrschte ein Treiben am Bahnhofe, so bunt und belebt, wie es eben in Pola nur sehr selten der Fall ist. Da gab es hochaufgeschossene Schönheiten nach englischem Muster, temperamentvolle Südländerinnen nach der neuesten französischen Mode gekleidet, die mit ihren großen Schwarzaugen und zu kleinen Füßchen den eisenbeschlagenen Bergschuhen der berucksackten Hochtouristen ängstlich aus dem Wege gingen. Dazwischen promenierte Offiziere und befrachtete Herren des Zivils mit Damen in schweren Loden-toiletten oder durchscheinenden Seidenblusen, so zwar, daß man an der Jahreszeit und an sich selbst irre werden konnte.

In sechs Sprachen konversierend, wogte das Gemenge durcheinander, einem Schwarm munterer Zugvögel gleichend. Auf jedem Gesichte leuchtete die freudige Erwartung kommenden Genusses.

Die meisten Ausflügler bestanden aus bergwärts eilenden, nach Höhenluft dürstenden Emigrierten, die trotz der langen Ansässigkeit am blauen Adriastrande den Reiz der eigenen Heimat noch immer nicht überwunden hatten. Zu Gruppen gerottet, füllten sie lachend und scherzend die Coupés.

Meine Wenigkeit gehörte zur Gesellschaft des Herrn von Semmering. Herr von Semmering, dessen Name in alpinistischen Kreisen in letzter Zeit sehr viel genannt wurde, wußte so viel Schönes und Verführerisches vom Monte Maggiore zu erzählen, daß sich außer mir noch Mister Black samt Frau und einem befreundeten Fräulein seiner Führung anvertrauten. Mr. Black war ein Wiener, der zur See ging und hieß mit seinem richtigen Namen Vlach. Da er in beständiger Angst lebte, man könnte ihn seines tschechischen Namens wegen national verdächtigen, hatte er einmal in Freundeskreisen betont, daß er in England immer „Mr. Black“ genannt worden wäre. Seit dieser Zeit hieß er Mr. Black. Da er bei aller Gutherzigkeit in einem fort seebärenmäßig brummte, war er gerade das Gegenteil seiner jungen, herzigen Frau, die sich als echte Triestinerin von niemandem ihre gute Laune verderben ließ. Das befreundete Fräulein Olga war ein blasses, stilles Mädchen, das erst vor kurzem als Zwanzigjährige das Kloster verlassen hatte, in dem sie der fürsorgliche Vater schon in frühester Kindheit, als ihr die Mutter starb, untergebracht hatte. Ein gewisser Herr Rychle, Mr. Black's Freund, sollte ebenfalls kommen, versäumte jedoch den Zug. Dies regte letzteren ungemein auf. „Wegen dieses Unglücksmenschen“, jammerte er, „hab' ich mich angepackt wie ein Kameel, und jetzt ist er ausgeblieben“. Mr. Black,

der kein großer Freund vom Gehen war und lieber die schwerste See bestand als praktische Studien über Fußwanderungen machte, wurde durch die Aussicht, seinen gewichtigen Rucksack allein bis auf die Spitze des Monte Maggiore schleppen zu müssen, ganz melancholisch. Fast weinerlich fing er an zu klagen: „Ich weiß schon, vor dem Tragen hat er sich gefürchtet, der schlaue Böhm. Na wart, pane Rychle, wenn wir wieder zurückkommen, Dir werd' ich's sag'n“.

Mittlerweile ließ der Zug Station um Station hinter sich und trotz der in den Coupés herrschenden Schwüle wurde uns die Zeit bis Lupoglava nicht lange. Nur ein wenig ausgetrocknet hatte uns die Hitze. Mr. Black bekam jedoch gleich nach dem Aussteigen heraus, daß es beim nahen Wirte frisches Bier gab. Als wir im kühlen Garten saßen und die Gläser auf das Gelingen unserer Partie hell aneinander klangen, bekam er beim Betrachten seines Rucksackes wieder einen Schwermutsanfall. Indem er ihn an jener Stelle, wo die Backhendeln lagen, zärtlich streichelte, suchte er uns in beredten Ausdrücken zu überzeugen, daß es das beste sei, wenn man gleich anfinde zu essen. Sein Antrag scheiterte jedoch an dem festen Entschlusse des Herrn von Semmering, uns noch vor Eintritt der Nacht zum Kronprinzessin Stephanie-Schutzhaus zu bringen.

Um 5 Uhr brachen wir von Lupoglava auf, bis Dolenjavas die Straße benützend. Hinter der Ortschaft wichen wir jedoch von ihr ab und den Touristensteig wählend, ging es nun frisch und munter über Stock und Stein in den langsam erkühlenden Tag hinein. Auf den Wiesen hatte man angefangen zu heuen und auf den Feldern wiegten sich die schweren, reifenden Ähren im Abendsonnenscheine. Die Kirschen röteten sich schon und die Feigen erreichten die Größe einer Kinderfaust. Der Weinstock formte die Traube und die Oliven in ihrem silbernen Grau sahen uns langweilig an.

Im Busche umflutete uns ein erfrischender Duft von blühenden Akazien, Weißdorn und sterbendem Geißblatt. Hie und da sprudelte ein plauschendes Wässerchen munter über den Weg.

Als wir später die Serpentina emporstiegen, erleichterte Mr. Black sein durch den Rucksack beschwertes Gemüt hie und da durch einen Stoßseufzer, bei welchem der abwesende Herr Rychle gewöhnlich sehr schlecht davonkam. Sonst ging jedoch Alles den Intentionen unseres Führers entsprechend vorwärts. Er konnte nicht umhin, sich manchmal über das tapfere Schritthalten, besonders der Damen, belobend auszudrücken. Gegen halb 8 Uhr erreichten wir den Kaiser Josefs-Brunnen, ohne uns besonders angestrengt zu haben. Die Sonne stand noch am Horizont. Ein feuriger Nebel vergoldete die Hügelketten im Westen und schon erglänzte über uns der zu-

nehmende Mond, aus dem unendlichen Blau immer silberner hervortretend. Man wollte nur einige Minuten rasten und dann weitermarschieren. Während nun Alles andächtig dem Scheiden des Tages gefolgt war, hatte Mr. Black schnell seinen Rucksack entleert und die enthaltenen Leckerbissen auf dem Steinische fein säuberlich ausgebreitet. Kein Zureden half. Selbst die inständigsten Bitten seiner Gemahlin konnten ihn nicht bewegen, wieder einzupacken. „Ich trag' das G'wicht nicht zehn Schritt mehr weiter“, wettete er, „und wer's aufrichtig meint mit mir, der setzt sich nieder“. Diesmal drang er durch. Er hatte das Arrangement so verführerisch getroffen, daß uns das Wasser im Munde zusammenlief. Und dann hatte uns die Bewegung und frische Luft wirklich hungrig gemacht.

Fast bis 9 Uhr währte die Dämmerung, und so lange blieben wir sitzen. Um 10 Uhr waren wir im Schutzhaus. Im Flur wurden wir von einem Manne empfangen, der uns jeden einzeln über seine Brillen von oben bis unten argwöhnisch musterte. Von klein auf Fremden gegenüber etwaß zur Angst hinneigend, erforschte ich sofort mein Gewissen. Meine Kleidung betastend, ob wohl nicht etwas daran ärgerniserregend sei, suchte ich an ihm vorbeizukommen. Im selben Momente herrschte uns der Gewaltige mit einer wahren Stentorstimme an: „Von wo kommen Sie?!“ Dabei fixierte er mich, während seine Augen aus den Höhlen zu treten schienen. Eiskalt lief es mir über den Rücken und ich verspürte, wie sich meine Haare in panischem Schrecken gegen die Spitze des Monte Maggiore stellten. „Jesus Maria! wer ist denn das?“ frug ich flüsternd Herrn von Semmering. „Der Wirtschaftler“, meinte er lakonisch. Ich atmete einigermaßen erleichtert auf. Frau Vlach frug nun den Wirt, ob man noch Betten bekommen könne. Als Antwort sagte er wegwerfend: „Jetzt geh'n Sie nur einmal hinein in das Gastzimmer, das Andere wird sich schon finden“. Eingeschüchtert betraten wir das uns angewiesene Zimmer, in dem wir die einzigen Gäste waren. Kaum hatten wir uns gesetzt, so wurde die Türe vom Wirtschaftler aufgerissen und wie ein Wilder hereinstürzend, schrie er über den Tisch: „Rumpsteak gib'ts und Wienerschnitzel, dazu können's hab'n: Erdäpf'l und Kompott!“ Seine Stimme hatte jetzt ihren Kulminationspunkt erreicht. Wir erschauerten bis an die Haarwurzeln. Wie sollten wir diesem Herrn beibringen, daß wir des Guten bereits zu viel getan, ohne von seiner Seite einen Tobsuchtsanfall befürchten zu müssen. Herr von Semmering schien ihn jedoch schon näher zu kennen. Er sagte ihm mit einer Ruhe, die uns allen imponierte, daß wir nur Bier wünschten und dann schlafen gehen wollten, da wir die Absicht hätten, um 3 Uhr früh aufzustehen. Als der Wirt dies hörte, huschte ein diabolisches Lächeln über sein aufgedunsenes Gesicht. Unsere

vollen Rucksäcke hatten ihn also nicht betrogen. „Ja, da müssen Sie wegen der Zimmer schon noch warten, es sind andere auch noch da, die Betten wünschen.“ — Und draußen war er, uns in banger Sorge um das Nachtlager zurücklassend.

Mr. Black war der erste, der sich wieder gefaßt hatte. Ein Gesicht schneidend, wie einer, der bereit ist, für seine Idee den Märtyrertod zu erleiden, stand er auf und erklärte uns feierlich, daß er entschlossen sei, sich für uns zu opfern und ein Rumpsteak bestellen wolle. Seine Frau ließ es jedoch nicht zu. Sie kannte ihn, er wäre imstande gewesen, aus übergroßer Opferwilligkeit sich für uns krank zu essen. Nach einiger Überlegung wurde einstimmig beschlossen: statt zu essen, sollten die Herren recht fleißig dem Biere zusprechen. Und richtig, als wir nach der neunten Flasche die Rechnung verlangten und der Wirt wieder das Zimmer betrat, hatte ein Lächeln, beinahe so breit wie der volle Mond, die üble Laune aus seinem Antlitz verscheucht. Da er uns ausnahmsweise keine Eintrittsgebühr aufrechnete, erlaubte ich mir ihn darauf aufmerksam zu machen. Dies schien ihm so zu gefallen, daß er mir mit seiner gemästeten Faust auf die Schulter klopfte und gerührt ausrief: „Na, sò san do an ehrlicher Mensch. An anderer hätt' nix g'sagt“.

Nun wurden uns endlich Betten angewiesen und der Ruhe bedürftig, gingen wir schlafen. Mr. Black und ich schliefen in dem Zimmer hinter der Küche. Von den sechs vorhandenen Betten waren nur unsere zwei okkupiert. Obwohl die Luft in diesem Raume wegen der Nähe des Herdes ziemlich dumpf war, schliefen wir doch bald ein. Gegen Mitternacht wurden wir jedoch durch das laute Hallo von drei neuen Gästen aus dem Schlafe aufgeschreckt. Als sie uns bemerkten, waren sie so rücksichtsvoll, sich nur mehr im Flüsterton zu unterhalten. „Herrgott, ist da ein Dunst“, meinte einer, indem er sich entkleidete. Der zweite, als er in das Bett stieg, wispelte: „Eine Gemeinheit, zahlt man da einen Gulden fünfzig für das Bett und muß über seinen Nachbar d'rüber hinwegsteig'n“. Nachdem er sich hingelegt hatte, jammerte er wieder: „Himm'l, mi' sticht da eine Feder.“ — — — Er flüsterte etwas, worauf die anderen ein homerisches Gelächter anstimmten. Endlich bliesen sie die Kerzen aus und es wurde wieder Nacht. Gerade fingen sich an meine Gedanken von neuem zu verwirren, als mir ein Ton an das Ohr drang, der mein ganzes Nervensystem momentan in Aufruhr versetzte. Ein Gast schnarchte mit einer wahrhaft raffinierten Virtuosität. Die Töne, die er seiner gepreßten Kehle entlockte, durchliefen im Bruchteile einer Sekunde die ganze Tonleiter, vom impertinentesten Gekickse eines schlecht geführten Fiedelbogens angefangen, bis hinunter zum grunzenden Baß jenes bekannten Vierfüßlers. Auch Mr. Black erwachte, und nachdem er sich

mehreremale umsonst auf die andere Seite gelegt, hörte ich ihn seufzen: „Herrgott, der schneidet ja noch das ganze Schutzhaus zusammen“.

Um 3 Uhr, wie verabredet, standen wir auf und gegen 4 Uhr machten wir uns an den Aufstieg. Da der Sonnenaufgang schon um 4 Uhr 40 Minuten erfolgte, wir uns jedoch zu dieser Zeit im dichtesten Buchenwalde befunden hätten, so beschlossen wir, auf der zweiten Wiese ober der Hütte Auroras Erwachen abzuwarten. Umringt von tausenden im Morgentau badenden Maiglöckchen machten wir Halt. Legionen kleiner, befiederter Sängler sangen im Wald, bald leise klagend, bald laut hinausjubelnd, ihre Frühandacht. Im Golfe unten war es noch Nacht. Die elektrischen Bogenlampen der Fiumaner Hafenbeleuchtung erstarben langsam im ergrauenden Tage. Da rötete sich mit einemmal der Kamm des Velebit-Gebirges, zwei, drei nahe im Äter schwebende Wölklein wurden goldig und fast gleichzeitig zeigte sich der glühende Rand der Sonnenscheibe. Der erste Sonnenstrahl zuckte über das neugeborene Leben. Von Blume zu Blume eilend, entzündete er jeder im Nu ihren diamantenen Tauschmuck, so zwar, daß die in prachtvollen Exemplaren gedeihenden Orchideen und purpurnen Pfingstrosen wie buntgefärbte, brennende Lampions zwischen dem satten Grün des Grases hervorleuchteten.

Die blauen Enziansternlein glänzten wie feingeschliffene Saphire. Es war ein göttlicher Morgen. Mit der steigenden Sonne machten wir uns wieder auf den Weg, durch die hohen Laubgänge des Buchenwaldes dem Gipfel zustrebend. Auf der Spitze trafen wir einen alten Professor, umgeben von seinen botanisierenden Jüngern. Er hielt ihnen gerade einen Vortrag über die Alpenflora des Berges. In der feinen, durchsichtigen Hand hielt er zitternd eine *Primula auricula*.

Der greise Gelehrte mit dem ruhigen Blick und der abgeklärten Sprache ergriff uns so mächtig, daß wir, um ihn nicht zu stören, auf den Fußspitzen vorübergingen. Wie er so dastand auf der Spitze des Berges, Haar und Bart schneeweiß, die durchgeistigten Züge von der Morgensonne verklärt, schien er uns ein höheres Wesen aus einer Welt, die wir nur halb und halb ahnten. Was mochte dieser Greis gesehen und erlebt haben, bis er eine Läuterung erfahren, vor der selbst der Laie in den Staub gezwungen wird.

Die Fernsicht von der Südspitze aus war an diesem Tage nicht sehr lohnend. Die feuchte Luft versperrte dem Auge den Weg. Wir hatten Ferngläser mitgeschleppt, um den Anblick von Venedig und den Ampezzaner Dolomiten besser genießen zu können, sie nützten uns jedoch nichts. Wir konnten im Westen nicht über Istrien hinaus sehen. Nördlich traten in kaum ersichtlichen Konturen die Julischen Alpen hervor. Immerhin bot uns der Rundblick auf das zu unseren

Füßen liegende Istrien mit dem schroff aufsteigenden Čičenboden, den üppigen Mulden und nackten Kuppen so viel Schönes, daß wir für unsere geringe Mühe hinreichend entschädigt wurden. Der gefürchtete Quarnero unter uns sonnte sich träge im lachenden Maientage. Darüber her grüßten die Spitzen des Velebit-Gebirges und des Monte Ossero. Der Čepič-See, dessen seichte Wogen im Winter die Bora peitscht, daß die Fische an das Land geworfen werden, erzählte uns geheimnisvolle Märchen vom Karst. Auf seiner grünen Umrahmung weideten Rinderherden und tummelten sich muntere Füllen.

Um nicht denselben Weg zurück zu gehen, führte uns Herr von Semmering von der Südspitze direkt auf Mala Učka hinunter. Die Wiesen ober dieser Ortschaft waren dicht besät mit weißen Narzissen, deren lieblicher Duft die Luft in weitem Umkreise parfümierte. Von Mala Učka über Vela Učka bis auf die Serpentina der Reichsstraße brauchten wir vier Stunden. Dieser Teil der Partie stellte an die Ausdauer der Damen ziemlich große Anforderungen. Der Weg führt dort beständig über Gerölle, das unter den Füßen fortrutscht, dabei brannte die Sonne während der ganzen Zeit senkrecht auf uns herunter. Zu Mittag erreichten wir wieder den Kaiser Josefs-Brunnen. Die dortige Rast tat uns allen gut. Aus Westen kommende Wolken legten sich zeitweise schützend vor die flammende Sonne und die Hitze fing an abzunehmen. Um 1 Uhr brachen wir wieder auf.

Jetzt erst bemerkten wir, daß sich über dem Čičenboden ein Wetter zusammengezogen hatte. Einer in den Himmel gewachsenen Mauer gleich, hatten sich die Wolken übereinander getürmt. Ober uns standen graue Nebel, aus denen hie und da, als Vorboten des Kommenden, vereinzelt Tropfen auf unsere Gesichter klatschten. Diese Wahrnehmung war deshalb unangenehm, weil unser Weg gerade in das Zentrum jener Wolkenmasse führte. So oft es in derselben wetterleuchtete, ging auf uns ein kurzer Gußregen nieder. Als wir nach einiger Zeit ein Bauernhaus passierten, meinte Frau Vlach, daß es das beste wäre, in demselben Schutz zu suchen. Mister Black und leider auch ich Unglücksrabe, waren jedoch der Ansicht, daß sich das Wetter verziehen würde. Nachdem sich unserer Ansicht auch Herr von Semmering anschloß, weil er einen wasserdichten Regenmantel mithatte, wurde weitergegangen. Keine Viertelstunde später fuhr bereits ein Blitz nieder, dem fast gleichzeitig ein Krach folgte, der uns für den Moment ganz taub machte. Nun fing sich das Wetter an, ober uns zu entladen. Blitz folgte auf Blitz. Das Gebrülle des Donners erweckte in den umliegenden Gehängen ein betäubendes Echo. Es ging ein Hochwetter nieder, so imposant und großartig, wie man es selten erlebt. Leider wurden wir dabei in kurzer Zeit bis auf die Haut naß. Der Regen fiel mit der Stärke, die an

einen Wolkenbruch erinnerte. Fräulein Olga eilte wie ein aufgescheuchtes Reh vor uns her. Die Erregung hatte die krankhafte Blässe ihres Gesichtchens in ein gesundes, seidenweiches Rot verwandelt, der jungfräuliche Busen hob und senkte sich stürmisch und die großen mandelförmigen Augen blitzten wie zwei schwarze Diamanten. In diesem Momente fiel uns allen ihre Schönheit auf.

Endlich erreichten wir wieder ein Bauernhaus. Diesmal gingen wir nicht mehr vorüber. Eintretend, machte uns sofort der Bauer, umgeben von seiner Familie, gastfreundlichst Platz. Wir wollten nun warten, bis das Wetter ganz vorüber sei. Die Angst, in Lupoglava den Zug zu versäumen, ließ uns jedoch keine Ruhe. Nachdem sich das Wetter in der Richtung des Monte Maggiore etwas verzogen hatte, brachen wir wieder auf. Kaum hatten wir das schützende Dach außer Sicht, ging das Toben von neuem los. Diesmal wechselte der Regen mit intensivem Hagel. Ein von den Wolken ausgehender Wind peitschte uns das Wasser durch die Kleider hindurch direkt auf die Haut. Jetzt fing die Situation an, ungemütlich zu werden. Frau Vlach, die etwas dichter gekleidet war, konnte wegen der Schwere der hängenden Rösche beinahe nicht mehr gehen, und Fräulein Olga's zu hohe Absätze versagten den Dienst. Besonders der rechte wurde sehr widerspenstig. Bei jedem Tritte, den sie machte, kippte er um. Mister Black mit seinem vollgesoffenem Rucksack, dessen Riemen ihn schmerzhaft in das Fleisch schnitten, ging einher wie Simon von Cyrene, als er Jesum Christum das Kreuz tragen mußte.

Nachdem auf dieser Welt zu unserem Glücke alles einmal sein Ende hat, so lachte im Verlaufe von einer Stunde wieder der blaue Himmel auf uns herab, als wäre das ganze von ihm nur ein schlechter Scherz gewesen. Rechts von uns donnerten vier Wildbäche über die Felswände vom Čičenboden herunter, welche die Fußwege derart unterwuschen, daß wir, ohne die Abkürzung nehmen zu können, auf der Landstraße über Vragna zurückkehren mußten. Die Sonne hatte bald wieder ihre frühere Kraft erlangt, wodurch die Kleider auf unseren mißhandelten Körpern anfangen zu dampfen und wieder langsam trockneten. Das gute war, daß wir während der ganzen Zeit nie unseren Humor verloren hatten. „Meine Herren!“ rief Mister Black, nachdem er seinen Rucksack ausgewunden hatte, „meine Herren, haben Sie gesehen, was die Olga für eine Angst vor dem Blitz g'habt hat?!“ Zu ihr gewendet, fuhr er neckend fort: „Sagen Sie mir einmal: Sie sind so fromm, haben ein so festes Gottvertrauen, was fürchten Sie sich da vor dem Blitz? Gott wird Sie doch beschützen?“ — Sie konnte keine Antwort finden. Gewiß, es lag ein großer Widerspruch in der Erscheinung dieses Mädchens. Ich hatte während der Partie genügend Zeit, sie auszu-

forschen. Sie vertraute auf Gott, aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Sie verabscheute Darwin und konnte sich trotzdem nicht für die Erschaffung der Welt begeistern. Sie war fromm, aber ihre Frömmigkeit hatte einen modernen Charakter. Es schien eben, als wären ihre frommen Erzieherinnen im Kloster, ohne es sich gestehen zu wollen, mit der Zeit an sich selbst irre geworden. Als hätten sie, trotzdem sie sich mit der Kraft, die Verzweiflung gibt, an den alten Gott anklammerten, nicht die Augen verschließen können vor dem himmlischen Glanze der neuen Lehre. Darum haben sie auch diesen ihren geliebtesten Schützling unbewußt einen Gott gelehrt, welcher im Herzen des Menschen geboren wird, einen Gott, der uns den Altruismus lehrt und uns zu Carneris modernem Menschen macht. — Sie ging wieder mir zur Seite. Mr. Black hatte mir erzählt, daß sie zurück ins Kloster wolle. Da sie gut situiert und vollkommen unabhängig war, konnte ich mir diesen Schritt von ihrer Seite nicht erklären. Als wir längere Zeit über Gleichgültiges geplaudert hatten, frug ich sie plötzlich, ob es wahr sei, daß sie Nonne werden wolle. Sie antwortete mir: „Ja, ich gehe wieder zurück in's Kloster“. Der harte Ton, in dem sie gesprochen, hatte für mich etwas Verletzendes, und gereizt sagte ich: „Sie scheinen von der Heiligkeit der natürlichen Bestimmung des Weibes keine besonders hohe Meinung zu haben?“ Sie wurde einen Moment rot, dann huschte ein entsagender, müder Zug um ihre Mundwinkel, der sie um viele Jahre älter erscheinen ließ. Mit abgewandtem Gesichte fuhr sie fort: „Es sind nicht alle auserwählt, das Höchste zu erreichen, darum habe ich mir das Nächstfolgende zum Ziele gesetzt. Ich werde mich der Erziehung fremder Kinder widmen.“ Ihre Stimme klang fast traurig. Also hier auch schon erlebte Enttäuschungen. Um meine Verlegenheit zu bemeistern, frug ich weiter: „Wird man Sie im Kloster auch frei nach Ihrem besten Willen lehren lassen? Glauben Sie nicht, daß man Sie zwingen wird, Ihren Zöglingen die Wahrheit vorzuenthalten?“

„Man wird mich nicht hindern, ihnen alles Gute und Schöne beizubringen. Was darüber hinaus ist, geht über den begrifflichen Instinkt des Kindes. Die Wahrheit würde das Kind im Kinde töten. Die Wahrheit macht selbst uns nicht glücklich. Der Mensch ist nur dann wirklich glücklich, wenn er in sich Kind bleibt.“ Sie hatte ruhig und ohne Aufregung gesprochen. Ich wagte keine Entgegnung mehr. Ernst geworden, ging ich neben ihr her. Als wir in Lupoglava den Abendzug bestiegen, waren wir wieder alle so ziemlich trocken. Nachkommende erzählten uns, daß im Schutz Hause der Blitz eingeschlagen habe, ohne glücklicherweise größeren Schaden anzurichten.

In Pola ein heißer Tee und gesunder Schlaf bis tief in den zweiten Feiertag hinein, schützten uns vor weiteren Folgen dieser ereignisreichen Pfingstpartie.

## Zum Fremdenverkehr in Dalmatien.



Wir haben bereits in früheren Artikeln auf die mißlichen Umstände hingewiesen, welche einem regen Fremdenverkehr in Dalmatien so hinderlich im Wege stehen. In der Frage der Unterkünfte gibt das in unserer vorigen Nummer geschilderte Vorgehen einer inländischen Bank ein drastisches Bild davon, wie wenig im Lande selbst und von den Bewohnern desselben die Wichtigkeit des Fremdendurchzuges gewürdigt, wie wenig Verständnis und guter Wille in den intelligenten Kreisen der Provinz für die Förderung desselben vorhanden ist.

Es kann gewiß nicht Wunder nehmen, wenn dieses Beispiel in der Hauptstadt auch auf dem Lande und in den kleineren Gemeinden oft genug anzutreffen ist. Mit ganz geringen Ausnahmen, welche allerdings umso rühmlicher sind, sind die Gemeindevorsteher in Dalmatien nicht nur indolent gegenüber der Fremdenfrage, sondern sie sehen dieselbe geradezu mit feindlichen Blicken an, eine Erscheinung, die man auswärts gar nicht verstehen kann.

Ein einziges Wort hat den Weg nach Dalmatien gefunden, ist durchgedrungen bis in die kleinsten Dorfgemeinden, ist verstanden worden. Das ist das dreisilbige Wort „Kurtaxe“.

Während die reichsten Dalmatiner nicht zu bewegen sind, dem „Vereine zur Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen des Königreiches Dalmatien“ beizutreten, weil sie den Jahresbeitrag von 10, sage und schreibe zehn Kronen den Landesinteressen zu widmen nicht opferwillig genug sind, so daß dieser Verein zum größten Teil aus Nichtdalmatinern besteht und wegen Fehlens von Mitteln Genügendes nicht zu leisten vermag, während die eigenen Lokalblätter meist aus Mangel an Abonnenten zugrunde gehen, da der Dalmatiner, wie uns ein Landsmann schreibt, „sehr ungern etwas ausgibt“, hat das Wörtchen Kurtaxe einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Nun glauben die Bürgermeister das Richtige gefunden zu haben, damit die Gemeinden mit einem Schlage aufblühen und reich werden. Sie schreien nach der Kurtaxe. Will der Fremde eine Unterkunft, will er Komfort, Wasser, Platzmusik, Kanäle, Bäder und — Klosetts haben, das wird er alles bekommen, auf das Schönste, aber zuerst soll er die Mittel dazu selbst liefern. Es ist wirklich und wahrhaftig so. Gemeinden, die dem Fremden nicht ein Bett anzubieten haben, wünschen die Einführung einer Taxe, am liebsten abzugeben bei Überschreitung des Burgfriedens, ohne sich irgendwie lächerlich vorzukommen. Abbazia hebt ja auch eine Kurtaxe ein, hörten wir ein solches weises Gemeindeoberhaupt sagen.



Oben auf den heute verfallenen Schloßruinen, wie sie in Dalmatien häufig zu finden sind, da hausten einstens kühne Ritter, sie lugten vom Turm herab nach vorüberziehenden Kaufleuten oder sonstigen reputierlichen Passanten, von welchen man annehmen konnte, daß sie was in der Tasche haben, und schwupps öffnete sich das Tor, die Zugbrücke dröhnte unter den Hufen der gepanzerten Rosse und mit eingelegerter Lanze sprengte der wackere Rittersmann heran, um von dem erschrockenen Fremden eine Kurtaxe zu fordern, die allerdings kein einheitliches Gepräge trug, sondern den vorhandenen Mitteln angepaßt wurde, aber der Fremdling durfte dafür im Burgverließ kostenfrei übernachten, wenn der Gastgeber gut gelaunt war, erhielt der Untergebrachte auch noch die Kost, also wurde er für die unfreiwillige Entrichtung der Kurtaxe entschädigt; das war eben einmal, leider ist dieses goldene Zeitalter geschwunden und jetzt kann nur gesetzesmäßig vorgegangen werden. Aber wie gesagt, damals gab es Unterkünfte, jetzt gibt es leider keine.

Die großen Städte Deutschlands haben seit jeher in Weltblättern die Reize des Aufenthaltes in ihren Mauern ständig publiziert und hat beispielsweise Dresden dieser Reklame seinen ungeheuren Aufschwung und Reichtum zum größten Teile zu verdanken. Kleinere Städte sind diesem Beispiele gefolgt und wie ein großer Fremdenverkehr der Eigenart nicht im geringsten Abbruch zu tun braucht, sieht man an dem berühmten Städtchen Rothenburg an der Tauber.

Heute findet man Anzeigen und Schilderungen von den kleinsten Gemeinden in den gelesensten Blättern; Gemeinden, die eigentlich an Naturschönheit wenig bieten können, haben es verstanden, mit einigem Tam-tam sich einen gewissen Namen in der Welt der Touristik zu schaffen und werden viel besucht.

Hat man eine solche Anzeige von irgendeiner dalmatinischen Gemeinde jemals in einem Weltblatte gefunden? Was bis jetzt für Dalmatien an Reklamen geleistet wurde, haben Fremde bestritten, aber der Fremde ist egoistisch genug, den abgelegenen Platz, den er „entdeckt“ hat, nicht allzu bekannt zu machen, also darauf dürfen sich die Herren Ortsvorsteher nicht allzu sehr verlassen. Also wer soll ihnen die heißersehnte Kurtaxe hinbringen, wenn Niemand von der Existenz ihrer Ortschaft Kenntnis hat?

Wir schließen unsere heutigen Bemerkungen mit folgender statistischer Notiz:

Im Jahre 1890 zählte man in der Schweiz 1896 Hotels mit 104.876 Betten, von welchen 28 bis 32 Prozent ständig besetzt sind. Die Schweiz wird durchschnittlich von 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Touristen jährlich besucht, welche etwa 200 Millionen Francs im Lande lassen.



## Unsere Riviera vor der Saison.

Von THEO MANNHEIMER.

**L**edrücklich heiß war es in dem neuen Galeriewagen, den ich am Wiener Südbahnhofe um 8 Uhr 25 Min. früh mit recht gemischten Gefühlen bestieg. Obwohl der Zug sonst ziemlich besetzt war, kam zum Glück nur noch ein Herr in das gleiche Coupé des direkten Fiumaner Wagens und als nächst Mauer ein erfrischendes Lüftchen vom großen Ozonreservoir des kaiserlichen Tiergartens hereinwehte, machte sich mein Vis-à-vis mit mir bekannt:

„Ingenieur Gollner! Entschuldigen, Sie fahren wohl nach Abbazia?“ — „Jawohl, leider muß ich!“

„Auch ich fahre nicht zu meinem Vergnügen“, erwiderte der Ingenieur, „sondern dienstlich, und zwar nach Fiume, woselbst ich alljährlich um diese Zeit einige Wochen in unserer Fabrik zu tun habe, doch werde auch ich in Abbazia wohnen.“

„Dann sind Sie ja mein Leidensgefährte“, sagte ich, „ich war diesen Winter ein wenig nervenkrank, und kann leider erst jetzt Ende Juni Urlaub erhalten. Wäre so gerne, gleichwie in anderen Jahren, an die Nordsee gegangen, aber mein grausamer Hausarzt schickt mich trotz dieser fast hundstäglichen Hitze nach der österreichischen Riviera, da er die beruhigende Wirkung der dortigen weit wärmeren Bäder dem etwas zu starken Nervenreiz der kühlen Nordseebäder mit ihrem oft allzuheftigen Wellenschlage weitaus vorzieht. Ich fürchte aber, die Hitze wird mich dort umbringen; man erzählt ja schreckliche Schaudergeschichten von dem in dieser Jahreszeit am Quarnero herrschenden Sonnenbrande.“

„Ach, das ist durchaus nicht richtig“, erwiderte der Ingenieur; „im Gegenteil, wenn man sich den Tag richtig einteilt, so ist gerade jetzt ein höchst angenehmer Aufenthalt an diesen Küsten. Und wenn ich früher sagte, daß ich nicht zu meinem Vergnügen fahre, so meinte ich damit doch nur den täglichen Aufenthalt in unserer schmutzigen Fiumaner Fabrik. Sie aber, der Sie zum Kurgebrauche hingehen, werden sehr zufrieden sein.“

„Gehen Sie, Sie wollen mich nur trösten! Rösten werd' ich doch dort! Auch bin ich noch derart rekonvaleszent und so schwach in den Beinen, daß ich ein längeres Schwimmen oder Gehen nicht aushalte. Ja, vor meiner Erkrankung war ich ein tüchtiger Schwimmer, Brusttempo, englisches, spanisches Tempo, was Sie wollten, ferner Ruderer, Felsenkletterer und Gletschergigerl, aber dies sind jetzt tempi passati.“

„Ei, Sie wollen wohl den Hypochonder spielen? Ich bin zwar Techniker und kein Arzt, aber ich möchte Sie schon herausbringen! Wenn Sie zum Rudern zu schwach sind, so fahren Sie mit mir in unserer Segelyacht hinaus. Einige Meer-, Luft- und

Sonnenbäder und ich wette, in ein paar Tagen gehen Sie mit mir auf den Monte Maggiore!“

Ich glaubte ihm nicht recht und lenkte das Gespräch auf andere Dinge; und so kamen wir, nachdem wir, um die Zeit totzuschlagen, alles Aktuellere — von der vielbeschnüffelten Frau von Hervay bis zum ostasiatischen Kriege — regelrecht durchgequatscht hatten, um 9 Uhr 42 Min. abends in Mattuglie an. Von dort brachte uns ein bequemer Wagen — allerdings kein schneidiger Wiener Fiaker — nach Abbazia.

Welch' herrliche Talfahrt in der lauen, linden, milden Mondnacht, Welch' prächtiger Blick auf das mächtige Meer, aus welchem weit draußen, dunklen Baumgruppen gleich, fleißige Fischerbarken emporragten.

Von dem elektrisch beleuchteten Strande stoßen soeben blanke Boote mit bunten Baldachinen in die glänzenden, glitzernden, gleißenden Wellen.

Unwillkürlich fällt mir eine Stelle ein aus der stimmungsvollen Barcarole des früheren italienischen Botschafters Grafen Nigra, die in der Übersetzung (aus meiner eigenen Füllfeder) etwa lautet:

O, eile mein Lieb' zur Stelle,  
Die Luft ist so würzig und rein,  
Es ladet die silberne Welle  
Sanftplätschernd zur Schifffahrt uns ein.  
Bis wieder der Strahl der Sonne  
Am Rande des Meeres zu schau'n,  
Solange soll Liebeswonne  
Mein Mund Deinem Ohre vertraun.  
Fächle, o Zephyr, dem Meere,  
Gondel, o ziehe entlang  
Und Du, mein Gondoliere,  
Singe der Liebe Gesang!

. . . Wahrlich, Welch' wundersame, wohlige Luft, als wir nun an den schönen Parkanlagen und Wäldern vorbeifahren. Zwischen Eichen mit epheumkrankten Stämmen wachsen der Lorbeer, die Feige, der Ölbaum, Zypressen, Edelkastanien, Zitronen und Palmen.

Hochbehaglich fühle ich mich, last non least auch deshalb, weil ich den Vorteil der Vorsaison schon darin kennen lerne, daß ich ein hübsches Zimmer in einer der zahllosen eleganten Villen mit Ausblick auf das Meer um bloß 8 Gulden pro Woche zu erlangen vermag.

Aber wie wird es morgen am Tage werden? Ich verabschiedete mich von meinem Tröster, gehe zu Bett und schlafe vorzüglich bis halb sechs Uhr morgens. Da weckt mich die Sonne, welche die durch den Reflex auf den Wellen entstehenden Kringel mit launischem Spiele durch die halbgeschlossenen Jalousien auf mein Lager wirft.

Rasch kleide ich mich an, frühstücke auf der Riesenterrasse des Café Quarnero, woselbst ich den

Ingenieur auch schon antreffe. Da Feiertag, ist dieser frei und haranguiert mich zu einer Gita nach Pola. Bis zu dem um 8 Uhr 15 Min. von Fiume ein-treffenden Dampfer haben wir aber noch lange Zeit und so machen wir einen kleinen Rundgang durch Abbazia.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine interessante Grotte der dalmatinischen Inselwelt.

(Von Prof. Dr. L. Jellé, Zara.)

(Schluß.)



Der erste Saal überrascht den Besucher durch die gewaltigen und merkwürdigen Formen. Der Anblick der Höhle in Magnesiumbeleuchtung ist überwältigend. Um in den zweiten, dem Tageslicht entzogenen Abschnitt zu gelangen, muß künstliches Licht verwendet werden, und wenn eine größere Gesellschaft die Höhle besucht, so muß man sich vor dem Betreten des zweiten Abschnittes in zwei Gruppen teilen.

Die kühneren Besucher wandern weiter, die weniger Kühnen übersetzen auf vorhandenen Vorrichtungen einen Abgrund und versammeln sich bei den Riesen-Stalagmiten in der Mitte des zweiten Saales, um abzuwarten, bis die erste Gruppe die auf geeigneten Orten aufgestellten Leuchter angezündet haben wird.

Auf den Grund dieses langen Saales kann man mittelst einer allerdings etwas gefährlichen Rampe gelangen. Doch ist es besser, sich des längeren, weniger gefährlichen Durchganges zu bedienen. Es ist dies der Gang, welcher sich rechts unterhalb dreier



Strašna peć.

größerer Felsenstücke öffnet. Anfänglich ist das Vordringen etwas schwieriger, weil der Gang abgründig und infolge Kreideablagerungen sehr abschüssig ist. Bald geht es aber leichter. Der Gang biegt halbkreisförmig nach links ein und mündet zwischen gewaltigen Felsen in den Fuß der Rampe ein, welche sich unterhalb der erwähnten Stalagmitengruppe scharf entwickelt.

Hier öffnet sich eine halbkreisförmige Lichtung und die Leuchter der ersten Gruppe werden für die zweite, welche bei der Stalagmitengruppe wartet, auf einmal sichtbar. Die unten befindliche Touristengruppe kann jetzt die entsetzliche aus gewaltigen Felsblöcken zusammengesetzte steile Wand wahrnehmen, deren Krone die obenerwähnte große Stalagmitengruppe bildet. Über denselben leuchtet der Lichtstrahl des Haupteinganges.

Der Raum, in welchem man dieses Bild genießt, entwickelt sich weiter in westlicher und südlicher Richtung in der Form eines Flußbettes, in dem einst Wasser geflossen sein mochte.

An der nördlichen Wand des Saales befindet sich in einer Höhe von ungefähr 7 m vom Boden eine runde Öffnung. In dieselbe krochen die wackeren Liburnier. Eine Leiter dient seither diesem Zwecke. Diese Öffnung dürfte die Fortsetzung dieses gegenwärtig

scheinbar abgeschlossenen Flußbettes bilden, welches sich in das Felsengestein verliert. Wegen der dort herrschenden Enge dürfte die Verfolgung des Flußbettes ohne Zuhilfenahme von Dynamit kaum möglich sein. In dem Flußbette sind Reste von Lämmern und Exkremente von Feldwild gefunden worden. Offenbar steht dieses Flußbett mit dem kleinen Polje Kalac in Verbindung und das Regenwasser des letzteren dürfte den Weg zum Meere durch die Höhle gefunden haben. Durch die Wirkung der Wasserkraft ist manches an der Formation des letzten Höhlenabschnittes erklärlich.

Die Höhle hat eine bisher festgestellte Länge von ungefähr 200 m. Außer den geschilderten Räumen sind noch zahlreiche kleinere, nach allen Seiten zerstreute Räumlichkeiten vorhanden. Mehrere Öffnungen dürften in noch unzugängliche Räume führen.

Der Hauptschmuck der Höhle sind die Säulen. An größeren, 1 bis 2 m dicken Stalagtiten und Stalag-

miten dürften bei 20 sein, an mittleren (über 0.70 m) über 100. Die Anzahl der kleinen Säulen kann auch annähernd nicht bestimmt werden.

Eine allseitige Untersuchung der Höhle ist noch nicht vorgenommen worden. Durch ihre ermittelte Größe kann sie deshalb mit den bekannten großen Karsthöhlen nicht wetteifern, doch übertrifft sie alle anderen bekannten Höhlen Dalmatiens, ragt aber auch über die anderen Karsthöhlen überhaupt in mehrfacher Hinsicht hervor. Der monumentale Charakter des Einganges und des ersten Saales, und das tiefe Eindringen des Tageslichts sind bei anderen Karsthöhlen gewiß nicht bekannt. Daher auch das Malerische des ersten Saales und die prachtvollen Farbenspiele, insbesondere an der großen Säule. Das Schauerhafte des zweiten Teiles verleiht der Höhle den Charakter hoher Romantik.



**Strašna peć.**

Allem Anscheine nach dürfte diese Höhle das Ende eines sich innerhalb des ganzen Gebirgsrückens der Insel Dugi Otok hinziehenden Höhlenraumes bilden. Denn zwischen Savor und Luka gewahrt man an den Abhängen zahlreiche Höhlenöffnungen. Außerdem dürfte der gegenwärtige Höhleneingang keineswegs der ursprüngliche sein, sondern ein durch Kataklisma entstandener Durch-

bruch der äußeren Wand. Den ursprünglichen Eingang müßte man auf dem kleinen Polje Kalac suchen, von wo aus der unterirdische Wasserlauf zur Höhle begann. Die eingestürzte Wand bildete nur ihren Ruinen die Rampe, worauf die große Säule entstand. Es ist dies ein wichtiger Umstand für die Beurteilung der Entstehungs-epoche der Stalagtiten und Stalagmiten dieser Höhle, sowie auch für die Geschichte der dalmatinischen Karstformation. Die Funde, welche unter der Rampe noch verborgen liegen, werden die Entstehungs-epoche des Durchbruches und der großen Säule aufweisen.

Die Formation der Höhle ist noch nicht vollendet. Das Wasser tropft fortwährend herab, und die Stalagtiten und Stalagmiten sind noch im steten Wachsen begriffen. An einigen ist die Oberfläche derart feucht und weich, daß ein Fingerdruck Spuren hinterläßt. Hiernach ließe sich vermuten, daß durch Erosion des unterirdischen Wasserlaufes, dessen

Spuren wir beobachtet haben, entstanden ist. Infolge des Kataklysmas hat das Wasser seinen ursprünglichen Lauf verloren und sich zwischen die Kalksteinschichten zerstreut. Durch diese und durch die Höhlenwölbung hindurchsickernd, bildet es den Sinter und das Säulenwerk.

Wir müssen noch bemerken, daß gleich den ältesten Karstgrotten sich auch in dieser Grotte die verschiedensten Insekten vorfinden und zu hoffen ist, daß Naturfreunde sich derselben annehmen mögen.

Jetzt einiges über den einzuschlagenden Weg zur Grotte. Der kürzeste Weg führt vom Oststrande der Insel gegenüber der Insel Rada gegen die Grotte, hiebei den Hügel in gerader Richtung übersteigend. Dieser Weg ist jedoch seiner Steilheit halber für daran nicht gewöhnte Personen ziemlich beschwerlich und kann man die Steigung teilweise vermeiden, falls man den Anstieg vom Steinbruche des Eigentümers Herrn Alfier aus unternimmt. Der Abstieg vom Gipfel des Hügels bis zur Grotte wurde seinerzeit durch den Verein Liburnia praktikabel gemacht, jedoch ruinierte ein heftiger Wolkenbruch einen Teil dieses Weges.

Um hernach auf die Insel Rada zu gelangen, kann man den Dampfer der Zaratiner Gesellschaft benützen und sich in Eso Grande oder in Luka aus-schiffen und von dort mittelst Boot die Fahrt beendigen.

Etwas länger ist der Weg über Sadar, einem kleinen Dorfe derselben Insel und zirka 10 km in der Standrichtung der Grotte. Nach einem einstündigen Feldweg gelangt man an das Westufer der Insel in die kleine Bucht von Partič südlich des Široke Glavice (192 m); dortselbst finden sich Fischer, welche einen rudern in einer Stunde zum Fuße des Lišlanica, in die Bucht von Ramenski Bat bringen, woselbst sich die Grotte befindet.

Der praktischste und ergötzlichste, aber längste Weg ist der Seeweg, die Insel Dugi Otok in westlicher Richtung längs des Leuchtturmes Punte Bianche umfahrend.

Dieser, einen ganzen Tag in Anspruch nehmende Ausflug, ausgeführt mit einem eigens hiezu gemieteten Dampfer, würde sich gewiß zu einer herrlichen Vergnügungsfahrt gestalten.



## = FEUILLETON. =

### Das Buch.

(Eine wahre Geschichte.)

Von HANS HABETSWALLNER.



Ihre Tränen rannen die Wangen hinab und netzten das feine Papier des modernst ausgestatteten Buches, so daß damit auch den stilisierten Wabenkröten das Wasser in den Glotzaugen stand. — Laut aufschluchzend, legte sie es endlich weg und verbarg ihr weinendes Antlitz in dem seidenen Kissen ihres Sophas. — „Ein herrlicher, unvergleichlicher Dichter!“ sprachen ihre Gedanken, indessen die Lippen, die kein Laut verließ, mechanisch nachbebt: „Wie wahrheitsgemäß! — „Ganz meine Geschichte . . . Verheiratet nach der letzten Mode des vergangenen Jahrhunderts; durch den Zwang der Verhältnisse angewiesen, zu einer prosaischen Natur in sklavischer Abhängigkeit zu stehen“. Ein neuer Tränenstrom brach hervor. — „O, wie unsäglich traurig ist es, unverständlich durch's Leben zu gehen, hoffnungslos und verlassen! Alle, alle Träume der schönen Jugend zerstört zu sehen, um alles Glück betrogen zu sein!“ flüsterte sie halblaut vor sich hin. — Sie fuhr mit den Händen über die Stirne, bis in das reiche blonde Haar, doch so vorsichtig, daß dasselbe durch diese Berührung keinen Schaden erlitt. Einige Minuten verharrte sie in dieser Stellung, dann nahm sie neuerdings das Buch zur Hand und las aufmerksam Zeile für Zeile, das Schicksal der Heldin mit dem ihrigen vergleichend. Nachdem sie wieder ein paar Seiten gelesen hatte, rief sie tief gerührt und vor Schmerz bebend aus: „O, nur er, nur er, dieser gottbegnadete Poet, nur er wird mein Unglück, meinen Schmerz und das Leid meiner Seele verstehen und ermessen können!“ Sie sprang auf, ging zum Schreibtisch, nahm von ihrem Briefpapier und schrieb:

Hochgeehrter Herr!

Ihr herrliches Buch „Martha“, das ich eben lese, hat mich zum Weinen gebracht. Zum Weinen deshalb, weil Sie darin das Leid eines nicht verstandenen Weibes schildern, und zwar mit einer Naturtreue schildern, die unvergleichlich ist. — Ich kann das sagen, — denn der Roman meines Lebens ist wahrheitsgemäß in Ihrem sicher unvergänglich bleibenden Werke enthalten.

Ich bin die Gattin eines Fabrikanten. Mein Mann — ich will ihm damit keinen Vorwurf machen — ist eine höchst prosaische Natur. Er ist unfähig, sich über das Alltagsleben zu erheben, und ich, gerade ich, mußte seine Frau werden! — Er sieht in mir kein Wesen mit Seele und Gedanken, er hält mich nur für ein Schmuckstück seines Heims, für ein Ding untergeordneter Bedeutung, das gerade existiert, um ihm das Erreichen seiner materiellen Bedürfnisse zu erleichtern. — Ich bin unglücklich! Meine Eltern sind vor Jahren gestorben. Ich habe keinen Verwandten und auch niemand Bekannten auf der weiten, weiten Welt, der mich verstehen könnte. Deshalb wende ich Verlassene mich an Sie, um mir meinen Schmerz zu erleichtern, indem ich Ihnen mein Leid klage. Ich habe Sie nie gesehen, hochverehrter Meister, trotzdem kenne ich Sie, denn ich sehe Sie mit meinem inneren Auge im Geiste vor mir. O, wäre ich noch ledig und frei! Ich würde mich glücklich schätzen, vor Ihrer Türschwelle liegen zu können und Ihre

Sklavin zu sein; ja, in Ihnen vollständig aufzugehen, wäre mein höchstes Glück. — Das ist nun ein süßer Traum, aber doch nur ein Traum. Ein sehnlicher, vielleicht sogar erfüllbarer Wunsch wäre es, Ihnen, hochgeehrter Herr, die Hände küssen zu können, die Hände, welche Ihre herrliche Schilderung des Frauenloses festhielten. —

Sollten Sie, Herr Nater, der Bitte einer bedauernswerten Frau willfahren können, so ersuche ich Sie, mich gütigst verständigen zu wollen, und zwar unter: „Martha“, postlagernd Wien, XVII./2.

Im Vorhinein bestens dankend, verbleibe ich  
hochachtungsvoll  
Ihre ergebene, untätigste  
Martha Deibler.

NB. Verzeihen Sie, daß ich mir den Namen der Heldin Ihres Buches beilege. Ich tue es nicht aus Furcht vor Indiskretion, sondern aus Angst vor einem unglücklichen Zufall.

Sie überflog den Brief noch einmal, schien zufrieden und schrieb schließlich die Adresse:

An Hochwohlgeboren  
Herrn Hans Nater  
p. Adr. . . . Hofbuchhandlung  
Wien.


Nachdem nun Elfriede Atner den Brief im Kuvert versorgt hatte, betrachtete sie sich aufmerksam im Spiegel und verwischte mit der Puderquaste die Tränenspuren. Dann verließ sie das Haus, fuhr mit der Straßenbahn nach Dornbach und warf ihren Brief in einen der dortigen Postkasten, um den Poststempel XVII. 2. darauf zu erhalten; sodann ging sie langsamen Schrittes, mechanisch und in Gedanken verloren, dem dem Fürsten Schwarzenberg gehörigen Park zu. —

Doch so schön dieser Park mit seinen Alleen, Wiesen, den alten Bäumen und den noch bestehenden Denkmälern einer, wenn auch nicht besseren, so vielleicht doch kunstsinnigeren Zeit im Sommer ist . . . zu Anfang des Frühlings, an solchen Tagen wie an diesem, ist er keineswegs geeignet, Frohsinn zu schaffen, ein Menschenherz zu erfreuen oder gar besser zu stimmen. Die Sonne, die in der Stadt bei Elfriedens Abfahrt noch leuchtete und wärmte und die in der Stadt — da dieselbe so wie so des Grünen entbehrt — einem leichtgläubigen Menschenkind herrlichen Frühling vortäuschen konnte, war hinabgesunken. — Eine gewisse, frostige, nasse Luft herrschte nun. Die Bäume ragten alle noch kahl, der Boden zeigte noch Überreste vorjährigen, verwelkten Laubes, das schon teilweise in Fäulnis übergang, und manche tiefer ausgetretene Stellen des feinsandigen Weges waren noch so feucht, daß sogar Elfriedens leichter Fuß seine feine Spur hinterließ. — Tiefe Stille herrschte. — Kein menschliches Wesen außer ihr weit und breit. — Die einsam Wandernde beachtete nicht diese Details ihrer Umgebung, denn sie war vollständig von ihren Gedanken in Anspruch genommen, aber trotzdem war das allgemeine Empfinden, welches sie bei diesem Spaziergange hatte, ein unangenehmes. — Ihre Stimmung, die unmittelbar, bevor sie in ihrem Heim das Lesen des Buches begann, in Zorn bestand — sie

hatte kurz vorher mit ihrem Manne gestritten — verwandelte sich während des Lesens in Schmerz und tiefste Rührung, um endlich beim Schreiben dem Gefühl einer geradezu hysterischen Hingebung Platz zu machen. Schließlich hatte ein Gemisch dieser drei Seelenzustände, von denen jeder einzelne genügt, um unter ihm günstigen Umständen eine Handlung von menschenerschütternder Bedeutung zu veranlassen, von ihr Besitz ergriffen und ihr den Mut gegeben, die Fahrt nach Dornbach anzutreten, damit den ersten Schritt zu tun, sich einem gänzlich Unbekannten vielleicht vollständig auszuliefern und ihr Heim, ihre Ehre, ihr Leben und ihre Ruhe hinzugeben. Der Stein war jetzt im Rollen. Es trat aber auch schon die Reaktion bei ihr ein. — Eine unbeschreibliche Öde und Leere fühlte sie in sich. Sie bereute ein wenig. — Sie dachte nach über die Ursache des Streites mit ihrem Manne . . . Ein fehlendes Hemdknöpfchen war sie . . . Freilich, er hatte sich die letzte Zeit überhaupt nicht so gegen Elfriede betragen, wie sie es, erst vier Monate verheiratet, hätte erwarten können . . . Er hatte sie die vergangenen sechs Wochen wirklich sehr vernachlässigt, und wenn er mit ihr war, dann war er so zerstreut; erst knapp vor ihrem Geburtstage war es anders geworden . . . Dann aber am Geburtstage . . . sie glaubte deutlich genug, darauf hingewiesen zu haben, daß sie gerne ein solches Armband hätte wie ihre Freundin, und so . . . so brachte er ihr — ein Buch, mit den Worten: „Das ist mein Geschenk, mein Herz“. Hätte dieses Geschenk vielleicht eine vorwurfsvolle Anspielung sein sollen? . . . Fast schien es ihr, da er das „mein“ so betonte . . . Es ist richtig, sie las gerne . . . aber das glaubte sie nicht verdient zu haben . . . und selbst wenn . . . Vorwürfe . . . Sie war doch nicht mehr im Pensionat! . . . Zwar hatte er schon eingemale gefragt, wie ihr das Buch gefiele . . . Nein, so gerne sie las, sie hatte es nicht mehr berührt, geschweige denn gelesen. Auf seine

Pension Cambornino. Villa Mascagni - Abbazia.

Familienhaus ersten Ranges, elektr. Beleuchtung, Hochquellenleitung, sehr komfortable Zimmer, durchgehends Meeresansicht. — Das ganze Jahr geöffnet. — Mäßige Preise.



Frage entschuldigte sie sich immer mit Zeitmangel . . . Diese Entschuldigung war sehr durchsichtig . . . er sollte es aber auch durchblicken und verstehen . . . und er verstand es, . . . sonst wäre er ihr heute sicherlich freundlicher gekommen, als er das Hemd mit dem fehlenden Knopf angezogen hatte . . . Ein Wort hatte dann das andere gegeben. Ja, sie hatte sich nicht so benommen, wie sie sich hätte benehmen sollen, aber . . . im Unrecht war schließlich er! . . . Das tröstete sie . . . Unter diesen Reflexionen war sie bis zum Marsdenkmal gekommen. Der Anblick desselben brachte sie von ihren Gedanken in die Wirklichkeit zurück. Es fröstelte sie. Die Kühle machte sie erschauern. Ihre Uhr zeigte vier. — Mechanisch trat sie den Heimweg an. — Sie kam noch vor ihrem Manne nach Hause, der immer erst gegen halb sieben aus der Fabrik zurückkehrte. — Das Nachtmahl des Ehepaares verlief sehr ungemütlich, da sie — obwohl wieder ausgesöhnt — doch noch unter dem Einfluß des peinlichen Streites standen. — Früher als gewöhnlich ging Elfriede zu Bette. Sie gab als Ursache Kopfschmerz an. — In den nächsten Tagen war selbstverständlich die Annäherung der beiden Ehegatten wieder eine größere. In dem Maße aber, als dieselbe fortschritt, um so nervöser machte Elfriede der von ihr geschriebene Brief und sie fing an, ihre Handlungsweise zu bedauern. Nichtsdestoweniger hatte sie sich bereits andernteils so in die Idee einer Zusammenkunft mit dem verehrten Dichter hineingelebt, daß sie geradezu unbewußt, förmlich wie durch Selbsthypnose gezwungen, am vierten Tag den Weg nach Dornbach antrat, mit der sicheren Hoffnung, eine Antwort zu bekommen. Und richtig, der poste restante-Brief „Martha“ war bereits angelangt und wurde der hübschen Fragenden von dem freundlichen Beamten diensthöflichst überreicht. Aufgeregt schob sie das von ihr so sehnsüchtig erwartete Schreiben in den

Sack und begab sich sofort auf den Heimweg. Sie wagte gar nicht, den Brief unterwegs zu erbrechen, sondern hielt ihn in der Tasche krampfhaft fest, so als ob er nicht nur für sie, sondern auch für andere Leute ein Gut von höchster Bedeutung wäre. Angelangt in ihrem Heim, zog sie sich zurück und begann sich mit dem Brief zu beschäftigen. Sie versetzte sich wieder in die Stimmung, die sie beim Schreiben ihres Briefes empfand, starrte eine Weile träumend in die Ferne, dann küßte sie den erhaltenen, öffnete ihn und las ihn mit leuchtender Miene.

Der Dichter sprach seinen besten Dank für die freundliche Anerkennung aus, erwähnte die von ihm darüber empfundene Freude und sein Gefühl des Glückes, ein Wesen gefunden zu haben, welches seinem Werke Verständnis entgegenbringe. Er bat sie, sich zu trösten, und teilte ihr mit, daß auch er unter ähnlichen Verhältnissen leide wie sie. Er aber habe durch ihren Brief wieder neue Kraft und neuen Mut geschöpft, um fortzufahren, die von ihm in seinem Buche entwickelten Theorien auszubilden und er wolle mit seiner Feder bis zum letzten Atemzuge weiter kämpfen für alle jene Unglücklichen, die, obwohl nicht zusammenpassend, durch die Ehe aneinander gefesselt sind; er wolle kämpfen, die Vorurteile, welche die Welt gegen geschiedene Personen hege, wegzuschaffen und wenn schon nicht die etwaigen materiellen, so doch die gesellschaftlichen Nachteile von ihnen abzuwenden. —

Er erklärte sich mit Vergnügen zu einer Zusammenkunft bereit und ließ durchblicken, daß sie sich ganz sorglos zu derselben einfinden könne, da er seine Frau über alles liebe, trotzdem er von ihr nicht verstanden würde. Schließlich bat er sie, ihm in seinem Kampfe mit ihrer moralischen Unterstützung zur Seite stehen zu wollen, und ersuchte, ihm unter derselben Adresse Mitteilung zukommen zu lassen, wo und wann

# Königlich Fachingen

Vorzügliches Mittel gegen Gicht und Diabetes (Zuckerharnruhr), Harnries, Nierensteine, akute und chron. Blasenkatarrhe, Magen- und Darmkrankheiten, Hautkrankheiten (Kopfkzeme, Hautausschläge der Kinder), bei Morphiumentziehungen etc. — Erfrischendes, wohlschmeckendes Tafelgetränk.

Mineralwasserversandt: Wien, I. Schottenbastei 14. — Mineralwasserversandt: Budapest, V. Nádor-utca 17.

## Apotheke „Alla Salute“



des Dr. A. Mizzan

PIAZZA ELISABETTA

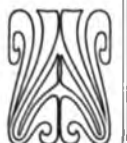
FIUME

vls-à-vls d. „Adria“-Palats.



Die Apotheke empfiehlt sich zum Bezuge sämtlicher in- und ausländischer pharmazeutischer **Spezialitäten, Verbandstoffe, Mineralwässer und Mineralquellenprodukte, medizinischer Seifen** etc. so wie auch für sorgfältigste und prompteste Ausführung aller ärztlichen Rezepte.

HAUPTDEPOT BEVORZUGTER PRÄPARATE. 



sie ihn zu treffen wünsche und um Bekanntgabe eines Erkennungszeichens. — Elfriede vergoß nun Tränen der Rührung und des Schmerzes. Dieser überwog schließlich, so daß sie auf den Knien vor ihrem Sessel lag, die Lehne desselben umschlang, während sie mit den feinen weißen Perlenzähnen krampfhaft in ihr Taschentuch biß und nur unartikulierte Laute des Schmerzes hervorbrachte.

(Schluß folgt.)

### Ein Wort zur täglichen telegraphischen Wetterprognose für Istrien und Dalmatien.



Als vom 15. Juni d. J. an infolge einer Ministerialverordnung sämtliche Telegraphenstationen Zisleithaniens (außer jenen Istriens und Dalmatiens) von der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik tägliche telegraphische Wetterprognosen erhielten, wurde diese Einführung allenthalben mit Enthusiasmus begrüßt

Welchen Wert diese Prognosen für die Schifffahrt und Touristik haben, braucht nicht des Näheren ausgeführt zu werden; nur darauf wollen wir eingehen, von welcher eminenten Bedeutung dieselben für die Landwirtschaft und insbesondere für den Weinbau sind. Die Wetterschießstationen, welche seit der relativ kurzen Zeit ihres Bestehens zweifellos schon hunderttausende von Kronen an Weinwert, die Frucht einer jahrelangen mühevollen Arbeit gerettet haben, gewinnen durch die Wetterprognosen, weil einerseits das oft unnötige und kostbillige Wetterschießen unterbleiben wird, wenn die Prognose, richtig verstanden und für die lokalen Verhältnisse entsprechend modifiziert, rechtzeitig zur Kenntnis der Interessenten gelangt, andererseits letztere durch die

warnende Prognose des Vorabends zu zeitgemäßen Beobachtungen und Vorkehrungen veranlaßt werden.

Wir geben uns darüber keiner Täuschung hin, daß trotz Prognose einmal zu spät mit der Kanonade begonnen, ein andermal vorsichtshalber vielleicht unnötig Pulver verpufft werden wird. Die lokale Gewitterbildung zu prognostizieren, ist und bleibt überhaupt der wunde Punkt bei der sonst so weit fortgeschrittenen Meteorologie, womit nicht gesagt sein soll, daß dem gewissenhaften Fachmanne durch die allgemeingehaltene Prognose der Zentralstation nicht ein ungemein wertvoller Behelf für die Lokalprognose und speziell für die Gewitterbildung geliefert wird.

Möge man aber die Sicherheit der Gewitterprognose bei Zuhilfenahme des telegraphischen Wetterberichtes und der lokalen psychrometrischen Beobachtungen in Zweifel ziehen, möge man auch noch der Frage über den Nutzen und die Zweckdienlichkeit des Wetterschießens überhaupt skeptisch gegenüberstehen (wir unsererseits sind von den Erfolgen desselben überzeugt) — die Vorheransage von Landregen, welche durch Laienbeobachtung sonst nicht mit jener an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit möglich ist, würde allein genügen, die epochale Bedeutung der täglichen, kostenlosen Wetterprognose für die Landwirtschaft zu begründen.

Was kann damit an Privat- und Nationalvermögen, an Steuerkraft erhalten, was an doch nur unzureichenden Notstandssubventionen erspart werden!

Das beschleunigte Einbringen von Getreide und Heu, Vorkehrungen zum Schutze wertvoller Gartenprodukte, Maßregeln für entsprechende Wasserableitung, Aufstellung von Nachtwächtern bei drohender Gefahr, welche uns die Zentralstation tags zuvor anzeigte, können unter Umständen eine ganze Ernte in weiten Länderstrichen und damit die Lebensexistenz von Tausenden retten.

Istrien und Dalmatien, zwei weinbautreibende Kronländer par excellence, die einzigen Kronländer, in welchen die Seeschifffahrt existiert und die Touristik endlich auch Fuß gefaßt hat, müssen die Wohltat der täglichen telegraphischen Wetterprognose von Wien aus entbehren.

Warum? — Weil, so teilt uns die k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik auf unsere Anfrage mit, Triest für die Handelsmarine und Pola für die Kriegsmarine täglich telegraphische Wetterprognosen erhält, „hat die k. k. Zentralstation dafür gehalten, es sollten für Dalmatien und Istrien die Prognosen von Triest, bzw. Pola ausgegeben werden“.

Ja — „sollten“, aber es geschieht nichts, geschah wenigstens jetzt nichts und was so lange versäumt wurde, das soll nun, wenn es für ganz Zisleithanien geschieht, auch für Istrien und Dalmatien sobald als möglich geschehen.



Die Wechselstube Block & Co., Abbazia, besorgt den Fremden alle einschlägigen Transaktionen.

Die Frage, ob es zweckdienlich ist, die Prognosen auf dem Umwege über Pola oder Triest an die einzelnen Telegraphenstationen gelangen zu lassen, mögen die maßgebenden Faktoren entscheiden. Wir erlauben uns nur zu bemerken, daß der damit verbundene Zeitverlust unter Umständen den Wert der Prognose annullieren oder mindestens reduzieren kann. Wir unterschätzen nicht, daß die von Wien herausgegebene Prognose in Triest und Pola von erstklassigen Fachleuten für die einzelnen Orte entsprechend modifiziert werden könnte. Damit geht aber neuerlich Zeit verloren und es ist fraglich, ob diese Modifikation nicht besser durch einen sonst weniger qualifizierten Fachmann an Ort und Stelle geschehen könnte.

Einerlei! Gebt uns wie allen anderen Kronländern die tägliche telegraphische Wetterprognose, entweder direkte von Wien oder, wenn es sein muß, über Pola oder Triest! Laßt uns nicht wieder fühlen, daß Istrien und Dalmatien die Stiefkinder des Reiches sind und bleiben sollen!

*Vischer.*

Zahnarzt Med. Ferd. Tanzer — Doctor of Dental Surgery — Triest, Piazza Carlo Goldoni Nr. 5, ordiniert diesen Sommer persönlich von 9—1 und 4—6 Uhr.

## Sportliche Rundschau.

### Lawn-Tennis-Nachrichten.

Der Marine-Lawn-Tennis-Wander-Pokal ist nunmehr in den Besitz des Marine-Ingenieurs Alfred Januš übergegangen.

Januš schlug Schiffsleutnant E. Wilde 6/4 6/4, welcher letzterer vorher Schiffsleutnant A. Dolenc 6/3 7/5 besiegen konnte.

\* \* \*

Die Weltmeisterschaft gewann unlängst in Wimbledon der Verteidiger H. L. Doherty gegen Ryseley 6/1 7/5 8/6, der vorher Ritchie 6/0 6/1 6/2 schlug. Gelegentlich dieses Turnieres wurde auch das Spiel um den Davis-Cup ausgetragen, welcher abermals den Engländern H. L. und R. F. Doherty nach leichten Siegen zufiel. Die Österreicher R. Kinzl und C. v. Wessely konnten wegen Erkrankung des letzteren ihre geplante Reise nach England nicht antreten.

\* \* \*

Die Single-Meisterschaft von Budapest gewann M. J. G. Ritchie, das Double dieser im Verein mit R. Kinzl.  
*T. T. R.*

Für den Bezug von Uhren und Marine-Chronometern wird die bestbekannte Firma H. Nattich, Hofuhrmacher, Fiume, wegen ihrer präzisen Fabrikate gut empfohlen.

\*

Wer seine Kleider schön und billig putzen oder färben lassen will, wendet sich an die renommierte Fiumaner chem. Wäscherei und Kunstfärberei Nikolaus Pfeffer, Fiume, Via dell' Ospedale 17.

\*

Den Fremden kann die Maßfirma Enrico Löwy (English tailor), Fiume, Via Adamich, Casa Zmajić, bestens empfohlen werden.

\*

Damen, die Eleganz lieben und ihre Gesundheit schätzen, kaufen ihre Mieder bei der bekannten Firma Giulia Sitzer, Fiume, Via Governo 24 (vis-à-vis Hotel Lloyd).

\*

Die renommierte Apotheke „Alla Salute“ des Dr. A. Mizzan, Fiume, ist bei allen Reisenden als vornehme Bezugsquelle pharmazeutischer Präparate, Spezialitäten sowie für Ausführung von Rezepten besonders beliebt und empfohlen.

# Die Kuranstalten der internat. Schlafwagengesellschaft

in Abbazia (österr. Riviera)

bestehen aus:

dem erstrangigen Hotel **Stefanie**, Hotel **Quarnero**, drei **Dependancen**, den Villen **Amalia**, **Angiolina**, **Flora**, **Laura**, **Mandria**, **Bazar Mandria**, **Villa Slatina**, **Villa Schweizerhaus**, **Gärtnerhaus**, **Adria-Klubgebäude** etc. — Das Hotel **Stefanie** ist mit geräumigen schönen Speisesälen, Konversationszimmern, Lesezimmer, Spielzimmer, Theater, Konzertsälen, hübschen, schattigen Restaurationsgärten (Lift, Hochquellenwasser, elektrische Beleuchtung) ausgestattet.

## Küche und Keller renommiert.

Das **Café Quarnero**, direkt am Meere gelegen, **Rendez-vous** der gesamten Gesellschaft. **Täglich Konzerte.**

Die Bäder: **Angiolina-Seebad** (nächst dem Café Quarnero) neu erbaut, mit dem modernsten Komfort ausgestattet, Hochquellenwasser-Douche-Sonnenplätze etc. Das **Slatina-Seebad**, herrliches Strandbad, infolge des niederen Wasserstandes besonders für Kinder und Damen geeignet, Hochquellen-Douches etc. — Das **Erzherzog Ludwig Viktor-Bad**: Modernes Badeetablissement, Kaltwasserkuren, alle Arten Douchen, Wannenbäder, neuester Komfort, elektrische Lichtbäder, Dampfbaden, Tauchbäder, Massage etc. unter ständiger Aufsicht des Spezialarztes. — Auskünfte erteilt bereitwilligst die **Direktion der Kuranstalten**, **Lucian Croci**, **Direktor.** —

Telegramme: **Kuranstalten, Abbazia.**